

Aus der Woche.

Welt und Leben unter der Lupe edito-rieller Betrachtung.

Eisenpölle und Lohnerab-Setzung.

(Milw. Herald.)

Die Herren vom Stahltrust sind schnell bei der Hand mit der Erklärung, daß die Herabsetzung der Zollansätze auf Eisen notwendigerweise eine solche der Löhne zur Folge haben müsse und in Arbeiterkreisen scheint man auch bereit, das als baare Münze zu nehmen. Denn Lohnreduktionen sind ja bereits erfolgt, obgleich der alte Tarif einsteilen fortbesteht, und welche Gründe auch dafür angeführt werden mögen, wenn den Arbeitern gesagt wird, ihr Mindererwerb sei dem Tarif zuzuschreiben, so glauben sie das, weil die große Masse vor dem Tarifpanopaz einen heillosen Respekt hat, der durch Tradition die vielen Jahrzehnte hindurch immer wie eine geheime Macht geführt worden ist, von der Lohn und Verdienst abhängen. Und die Bosse haben das so oft gesagt, daß sie es beinahe selber glauben oder wenigstens annehmen, daß sie die alte Karte immer wieder und wieder ausspielen können.

Daß der Tarif in der Bestimmung der Preise und Löhne eine Rolle spielt, soll ja nicht in Abrede gestellt werden; aber es ist ein Mißbrauch der Situation, wenn der Stahltrust jetzt aus der bevorstehenden Verringerung der Tarifansätze die Lohnreduktion rechtfertigen will. Der Zweck ist nur, die irreführende Meinung der Eisenarbeiter gegen den neuen Tarif mobil zu machen. Charles M. Schwab hat neulich in einem Interview die Drohnote losgelassen: Nehmt den Schutz Zoll vom Stahl und ihr verschlechtert die Lage der Arbeiter. Der einzige Kostenpunkt, der bei der Fabrikation in Betracht kommt, ist der der Arbeit.

Nun würde selbstverständlich die nationale Gesetzgebung vor einer Zolländerung zurücktreten, die auf eine Verminderung des Arbeitsverdienstes abzielt, denn der Schutz der einheimischen Arbeit gegen ausländischen billigen Wettbewerb ist noch immer oberstes Prinzip, aber daß die Zollreduktion eine Herabsetzung der Löhne nach sich ziehen würde, dafür fehlt unüberlegbarer Beweis. Der Arbeitslohn ist nicht der einzige Punkt, der bei der Fabrikation in Betracht kommt. Dafür liegt ein Zeugnis aus dem Munde von Andrew Carnegie selbst vor, der in der bekannten Trustvernehmung seine Unternehmungen folgendermaßen erklärt hat: Der Anfang war in einer kleinen Eisenhütte, in die ich als Eigentümer mit \$1500 eintrat, die ich von der Bank torate. Ich sah, daß die Zeit eiserner Brückenkonstruktion gekommen sei und verlegte mich darauf. Ich verdiente beträchtlich Geld und steckte das wieder ins Geschäft. Die Brückenwerke entstanden aus dem Profit, hauptsächlich diesem. Tatsächlich lieferte ein Unternehmen das Kapital für das andere. Diese wurden mit einander verschmolzen und so ergab sich das Anwachsen von selbst. Und so ist Carnegie vielhundertfach Millionär geworden, verfiel sein Gültling Schwab über Millionen, haben andere aristokratische Vermögen aus dem Eisengeschäft gezogen und doch soll der einzige Kostenpunkt, der in Betracht kommt, der Arbeitslohn sein. Profit steht freilich in diesem und wieviel, das dem Publikum ausgerechnet zur Kenntnis zu bringen, werden die Bosse sich wohl hüten; aber die Produktionskosten hängen nicht davon ab. Charles M. Schwab hat sich in jener Untersuchung ebenfalls darüber vernehmen lassen, respektive verplappert. Wo beziehen Sie Ihr Eisenherz her, würde er gefragt; Von Rußland. Wenn nun der Zoll gesenkt würde, käme ihm das Erz nicht billiger zu stehen? Um zweiunddreißig Cents per Tonne. Das würde viel ausmachen? Gewiß. Wenn eine allgemeine Tarifherabsetzung stattfindet, könnte das Erz für die Fabrikanten im Osten viel billiger importiert werden. Sie würden demgemäß Vorteil daraus ziehen. Nun wird das Erz auf die Preisliste gesetzt, der Vorteil ist da, aber trotzdem müssen die Löhne der Arbeiter herabgesetzt werden. Der Widerbruch liegt klar auf der Hand. Doch haben die Eisenmagnaten kein Bedenken, das Publikum mit unbedenklichen Behauptungen irren zu lassen.

Britisch-kanadische Verträge.

Die eigenartige Stellung von Kanada im britischen Reichstempel ist schon oft kommentiert worden. Es ist eine Provinz und doch wiederum halb selbständiges Staatswesen, wie solche sich auch in der australischen Commonwealth ausgehalten hat. Und die britische Staatsmacht ist nun genug gewesen, dem Eigenbewußtsein dieser Kolonien so wenig Hindernisse als möglich in den Weg zu legen, um ja nicht den Faden zu durchschneiden, der so dünn er auch schon geworden, so doch noch immer mit dem Mutterlande verbindet. Die Souveränität hat sie sich selbstverständlich vorbehalten und macht sie am meisten geltend, wo die auswärtige Politik in Betracht kommt. Die Abschließung von Verträgen steht ihr allein zu. Was die Dominien in dieser Beziehung mit anderen Ländern

zu vereinbaren wünscht, unterliegt der Genehmigung des britischen Außenministeriums, wiewohl die Dominienübertragung dabei jederzeit zu Rathe gezogen wird. Der von England eingesetzte Generalgouverneur wird freilich zunächst befragt, doch auch das Parlament hat mitzureden.

An der Zollpolitik hat sich England, seitdem die Dominion im Jahre 1867 durch den Premier Sir Macdonald zustande kam, seines bestimmenden Vorranges begeben. Kanada entwirft seine eigenen Zolltarife, wovon wir als nächste Nachbarn südlich von der Grenze reichlich Kenntnis zu erlangen Gelegenheit gehabt haben. Der Gegenständigkeitsvertrag, der auf früherem Entgegenkommen basierte, hat dem Absterbenstarb weichen müssen, als nach dem Rebellionskriege hiesige Antipathie die Nachbarn wegen ihrer südfreundlichen Tendenzen straflos zu müssen meinte, und seitdem hat die Dominion uns noch deutlicher über ihre Absichten in dieser Beziehung informiert, indem sie dem englischen Mutterlande einen Vorzugszoll von 33 Prozent gewährte. Was freilich nicht verhindert hat, daß unsere Ausfuhr nach Kanada sich in stetig aufsteigender Linie bewegt hat.

Aber auch in der äußeren Politik genießt die Dominion besondere Vorrechte. Die britische heimische Regierung hat es nicht verhindern können, daß Kanada den Japanern, trotz der vertragsmäßig englisch-japanischen Freundschaft, den Stuhl vor die Thür gesetzt und gerade wie den Chinesen gegenüber von seinem Hausrecht Gebrauch gemacht hat. Sie hat auch kürzlich zugestanden, daß die Regelung der New Foundland Fischerei-Frage mit Frankreich einer kanadischen Kommission überlassen wurde, die mit einer entsprechenden französischen eine Einigung zu erzielen hatte. Anderen Provinzen gegenüber würde die heimische Regierung in London auf ihrem Vornachschlagsrecht bestanden haben. So gestaltet sie der Dominion auch maßgebenden Einfluß auf die Regelung der Wasserwege, die zwischen der englischen Regierung und der unstrigen zu vereinbaren sind. Gutwillig mag sie das freilich nicht gethan haben, aber sie nimmt Rücksicht auf die Stimmung in Kanada, der kürzlich im Oberhause des Dominion-Parlamentes ein Senator, Cartwright, Ausdruck gegeben. Er erklärte, daß der zu vereinbarende Vertrag nicht gültig sein werde, wenn nicht das Unterhaus seine Zustimmung dazu gegeben.

Das ist mehr als das englische Unterhaus beanspruchen kann. In England schließt die Krone Verträge ab und der gesetzgebende Körperschaft steht kein Recht der Revision, der Verwerfung oder Annahme zu, wiewohl das insoweit implizit ist, als die jeweilige Regierung von der herrschenden Partei abhängig ist. Verträge, welche die britische Regierung eingibt, werden gültig, sobald sie die Unterschrift des Königs erhalten haben, in Kanada aber behält sich das Parlament das Recht der schließlichen Zustimmung vor. Und die Regierung des Mutterlandes nimmt das ohne Einspruch hin, weil sie eben die Bürger der Dominion, so loyal sie auch sonst sind, nicht in ihrem Selbstherrlichkeitsbewußtsein tranken möchte.

Frankreichs Heer und Marine.

Eine Nation, die sich gegebenenfalls auf ihre Wehrkraft verlassen muß, sie dann und wann auch als Drohmittel für politische Zwecke benutzt, hat wohl Ursache, sie in möglichst vollendetem Zustande zu erhalten, auf tüchtigen Kern wie vorzüglichen Eindruck nach außen zu setzen. Deutschland bietet davon das hervorragendste Beispiel, seine militärische Organisation wie die seiner Marine kann jeden Vergleich herausfordern. Frankreich ist darin nicht so gut beschlagen. Es hat zwar zur Zeit keine kriegerischen Zusammenstöße zu befürchten, denn nach dem Marokko-Abkommen, und dessen angeleglichen geheimen Stipulationen, werden sich die traditionellen Gegner gegenwärtig nicht wehe thun, doch wenn es jetzt darauf ankäme, würde es kaum in erforderlicher Maße seinen Mann stellen können. Die Disziplin in der Armee läßt viel zu wünschen übrig und in der Marine, speziell deren Verwaltung, scheint bedenkliche Korruption eingegriffen zu sein.

Der französischen Armee scheint das Solidaritätsgefühl zu fehlen. Laut vorliegenden Berichten läßt die kameradische Gefinnung zwischen den verschiedenen Heeresverbänden viel zu wünschen übrig. Ein Vorkall in London liefert dafür ein bezeichnendes Beispiel.

Bei einem in der Umgebung der Stadt vorgenommenen Übungsmarsch trafen das 111. Infanterieregiment und das 4. Kolonialregiment zusammen, wobei die Kolonialinfanteristen, wie schon früher wiederholt, höhnende und beleidigende Worte an ihre Kameraden von der Douparme richteten. Der Hauptmann der betreffenden Kompanie stellte zwar die Ruhe wieder her und entschuldigte seine Leute bei dem Führer der anderen Truppe, doch dieser begnügte sich begreiflicherweise mit dieser Entschuldigung nicht, sondern reichte einen Rapport an die Division der Kolonialinfanterie ein, die eine Ordnung vorschrieb. Schließlich berief General de Kerrou, der Kom-

mandeur der aus dem 4., 8. und 22. Regiment bestehenden Kolonialdivision, sämtliche Offiziere der Division in die Kaserne des Boulevard des Capucines zusammen und hielt dort eine entrüstete Ansprache, worin er sie für den bellagungsverhüllten Zustand der Disziplin ihrer Truppen hartnäckig bemerzte: „Ich lasse ihnen, ich sei stolz darauf, diesen schändlichen Truppentypen kommandieren zu können; heute sage ich das nicht mehr. Nein, ich schäme mich dessen, ich erlaube sogar darüber. Denn ihre Truppen sind Kanakien. Wenn die Kolonialinfanteristen in den Kolonialkämpfen nicht gerade in Hintertreffen bleiben, so kommt das allein daher, daß sie den Hunger fürchten und von den Eingeborenen als Nachzügler maskiert werden könnten. Ein Krieg in Europa wäre aber etwas anderes. Da muß man Herz haben, um im Feuer zu avancieren, und von 50 Kolonialinfanteristen würden 25 hinten bleiben.“ Gegen diese herben, aber verdienten Worte des Generals erhob sich Oberst Epitner vom 4. Kolonialregiment, indem er bleich vor Zorn dem Divisionsgeneral zurief: „Ich protestiere gegen Ihre Worte!“ Auch Brigadegeneral Verreaux schloß sich diesem Protest an. Beide wurden mit acht Tagen Stubenarrest wegen Disziplinverstoßes bestraft. In dem erwähnten Bericht des Obersten Quinquandou über die Zwischenfälle beim Übungsmarsch heißt es: „Die Leute meines Regiments haben bei jedem Zusammentreffen mit den Kolonialinfanteristen die Spötteleien der letzteren zu erdulden; wenn sie die Spötteleien, ohne zu murren hinnehmen, so geschieht es dank der im 111. Regiment herrschenden Disziplin. Aber meine Leute haben auch ein Herz und Ehrgefühl im Leibe, und wenn sich derartige Anpassungen wiederholen sollten, so könnten die Bajonette eines Tages von selbst aus der Scheide fliegen. In diesem Falle vermöchte ich für die bedauerlichen Dinge, die folgen könnten, nicht gut zu stehen.“ Bei Manövern werden die Kolonialinfanteristen niemals in Antontenments geübt, weil sie alles stehen und demolieren, sie müssen unter Zelten oder dem freien Himmel schlafen, oder werden in Schuppen eingeschlossen und durch Posten bewacht.

In der Marine hat der Grundsatz, an den Staatsaufträgen möglichst viele Gelerbte zu betheiligen, zu einer Verschwendung von Staatsgeldern geführt. Es sind Unregelmäßigkeiten und Stände bei der Lieferung von Kohlen, Geschützrohren, Geschossen und Munition aufgedeckt worden. Der Abgeordnete Brouffe, Berichterstatter des Rechnungsausschusses der Kammer, hat in einem Bericht über die Marineverwaltung erklärt, die Wunde müsse mit alljährlichem Eise ausgebrannt werden, da die Unterschleife einen Krebschaden darstellten. Der jetzige Marineminister Picard habe bereits einleitende Schritte gethan, doch das genüge nicht; von den kleinsten Dingen angefangen bis zu den bedeutendsten Lieferungen hinauf mache sich eine standalöse Mißwirtschaft geltend. „Ich würde nicht“, sagte Brouffe, „daß unter dem Generalintendanten Fouquet zu Ludwig XV. Zeiten eine derartige Verschwendung von Staatsgeldern stattgefunden hätte, wie gegenwärtig bei der Marineverwaltung.“

Derartige Enthüllungen sind von Interesse. Den französischen Patrioten mögen sie schmerzlich berühren. Dem Ausland geben sie Einblick in Verhältnisse, mit denen man für zukünftige Bedingungen rechnen kann.

Die Krankheit der armen Leute.

Die Pellagra, die bekannte Krankheit der Massen in Nord-Italien, Süd-Oesterreich und auf dem Balkan, hat jetzt auch in den Vereinigten Staaten ihr Heim aufgeschlagen. In der Hauptstadt wütet sie im Süden unseres Landes. In South Carolina ist sie schon in jedem einzelnen County aufgetreten. Es sind, wie ein ärztlicher Bericht erzählt, aus diesem Staate allein schon 500 Fälle gemeldet worden. Es kann kein Zweifel darüber herrschen, daß die Pellagra in manchen Gegenden des Südens epidemisch geworden ist.

Die ersten Fälle dieser Krankheit in den Vereinigten Staaten wurden vor anderthalb Jahren bekannt. Vorher waren wohl einzelne Fälle aus Südamerika und Mexiko gemeldet worden, aber in unserem Lande hatte die Pellagra sich bis dahin nicht gezeigt. Man sucht jetzt seitens der ärztlichen und staatlichen Autoritäten die Ursachen der Krankheit zu erforschen; weß aber, wie es scheint, recht wenig darüber.

Die Pellagra ist in den europäischen Gebieten, in denen sie herrscht, als „Krankheit der armen Leute“ bekannt. Wo die Hauptnahrung der ärmeren Bevölkerung aus Mais und Maisprodukten besteht, dort ist das Erntefeld der furchtbaren, jahrelang dauernden Krankheit, die die davon Betroffenen noch und nach körperlich und geistig vollständig zugrunde richtet. Ein Teil der amerikanischen Ärzte behauptet, daß die Ernährung mit verdorbenem Mais die Krankheit hervorruft. Dem setzt ein anderer Teil der Ärzte die Tatsache entgegen, daß früher die Masse der Bevölkerung im Süden ebenfalls sich zum großen Teil von Mais und Mais-Produkten nährte, daß auch damals verdorbenem Mais verzehrt worden sei, ohne daß in-dest die Pellagra sich zeigte.

Die Wahrheit ist, daß die Pellagra sich dort einstellt, wo die Massen ungenügend ernährt sind und wo die geringe Nahrung, die sie erhalten, aus Mais-Produkten besteht. Ungenügende Ernährung und zu geringe Abwechslung in dem geringen Quantum von Nahrung — das ist das Geheimnis des Entstehens der Pellagra, das unsere amerikanischen Ärzte jetzt zu entdecken suchen, nachdem es in Italien und anderswo schon längst entdeckt ist.

Das Auftreten der „Krankheit der armen Leute“ in unserem Lande und besonders im Süden zeigt darauf hin, daß die Lebenshaltung unseres Volkes verärgert herabgedrückt ist, daß die Hungerkrankheiten Europas sich hier einzubürgern beginnen. Gebt der armen Bevölkerung des Südens das Pfund Fleisch, das sie früher neben dem Mais zu essen gewohnt war und das sie heute infolge der hohen Fleischpreise nicht mehr zu kaufen imstande ist. Gebt den Lohnflaven unserer Südstaaten die Nahrung, die sie früher unter der Regerei-Sklaverei zu essen gewohnt waren, und die „Krankheit der armen Leute“, die den Ärzten jetzt soviel Kopfzerbrechen macht, wird wieder verschwinden. (R. J. Volkstz.)

Einfluß der Industrie auf die Rasse.

Daß die zunehmende Industrialisierung eines Landes mit der Verschlechterung der Rasse Hand in Hand geht, versteht sich angesichts der Lebensbedingungen der Fabrikarbeiter fast von selbst. Dem nationalen Gute einer reichen Industrie steht daher das Schreckgespenst des Volksstichtums gegenüber, das unbedingt gebannt werden muß, wenn man nicht Raubarbeit treiben will. Das Stammland der Industrie, Großbritannien, vermag ein Musterbeispiel für die geschichtliche Entwicklung aller in Erwägung zu ziehenden Faktoren zu bieten. An seiner industriellen und hygienischen Entwicklung hat George Stetson in der Anthropologischen Gesellschaft nachzuweisen versucht, wie bringend die arbeitende Klasse einer Verbesserung ihrer Lebensbedingungen bedarf, um erster Gefahr für die Gesamtheit vorzubeugen. Nach der Zählung des Jahres 1906 bestanden in England 109,008 Familien mit 4 Millionen Arbeitern, darunter 71 v. h. Frauen und Kinder. In Schottland betrug die Zahl der weiblichen Arbeiter 68 v. h. Der gefährlichste gewerbliche Betrieb ist nach Stetson die Wäscherei. Sehr schlimm liegen die Verhältnisse auch in Baumwollmühlen, und zwar nicht allein wegen der Feuchtigkeit der Luft, sondern auch wegen ihres hohen Kohlenäuregehaltes, der bis zu 50 von 10,000 Raumtheilen ansteigt, während das Gesetz nur neun auf 10,000 Raumtheile gestattet. Auch die Kinder der in diesen Betrieben beschäftigten Leute bleiben an Gewicht und Körperwuchs in auffälliger Weise zurück und leiden vielfach an englischer Krankheit. Man hat die Gefahr in England sehr wohl erkannt, wie am deutlichsten aus der Bildung eines Nationalverbandes gegen die Entartung hervorgeht. Das schwerste Uebel bleibt immer das Zusammendrängen der Massen auf engem Raume, das unausbleiblich Armut und Krankheit mit sich bringt. Ein klassisches Beispiel dafür ist die ungeheure Kindersterblichkeit in Sheffield, die 26 auf das Tausend erreicht, und der wohl auch in manchen andern Industriestädten ähnliche Ziffern zur Seite zu stellen sind. Leider ist die Annahme, daß die hygienischen Fortschritte der letzten Jahrzehnte eine Besserung mit sich gebracht hätten, nicht zutreffend. Stetson behauptet sogar das Gegenteil. Das letzte Vierteljahrhundert bedeutet vielmehr eine entschiedene Verschlimmerung. Ob eine durchgreifende Besserung möglich sei, erscheint verschiedenen amerikanischen Fachleuten zweifelhaft. Immerhin hat das Deutsche Reich, dessen führende Staatsmänner längst die ungeheure nationale Bedeutung der Lebensverhältnisse der Industriearbeiter erkannt haben, ein Musterbeispiel gegeben, das den Beweis erbringt, wie viel durch eine verständige Sozialpolitik zu erreichen ist. Was bisher geschehen ist, hat auf vielen Gebieten segensreich gewirkt und vor allem bewiesen, was das Verständnis für die Wichtigkeit einer Gesunderhaltung der Arbeiter leisten kann.

Die Bürger von Winnipeg in Manitoba wollen für 1912 absolut eine Weltausstellung haben, und wenn es sie zwei Millionen Dollars kosten sollte. Voraussetzungsweise wird es sie noch etwas mehr kosten.

Ein hübsches Bierzeiler leistet sich ein Spötter in den folgenden Blättern: „Bei Frauen schäme ich nicht gering die Dr. med., jur., phil. und ing.; Weil mehr Respekt hält ich jedoch, Göt's Dr. náb., wásch., strich. und loch.“

Eine Chicagoer Suffragette behauptet, in der ganzen Welt gebe es keine langsameren Frauen als die Amerikanerinnen. Die hat wohl noch nie einem Gelegenheitsverkauf beigezogen!

Die Redaktion des Ladies Home Journals erklärt, es gäbe keine Voten mehr im Lande. Die Erklärung wird sich furchtbar rächen.

Edward Renard, Präsident. F. G. Graham, Vize-Präsident. E. G. Mason, Kassier.

Citizens State Bank.

Kapital \$20,000.00 Ueberschuß \$15,000.00

Ist ausschließlich von Knox County Leuten geeignet und betrieben.

Kann irgend etwas in Bankwesen verrichten. Macht hier den Versuch.

Wir machen Farm-Anleihen auf lange Zeit und zu niedrigen Zinsen.

John Sudstorf G. W. Phillips John Grohmann

Sudstorf-Phillips-Grohmann

Deutsche Land-Agenten.

Wir haben Land im Knox County, Nebraska, sowie auch in Süd-Dakota zu verkaufen, oder zu vertauschen.

Schret uns, ehe Ihr von Jemand anders kauft.

Bloomfield Nebraska.

James H. Kalar, M. D. Sara Blaine Kalar, M. D.

Das Kalar Hospital

Doktoren Kalar & Kalar, Ärzte und Chirurgen.

Ein allgemeines medizinisches und chirurgisches Hospital, ein modern und vorzüglich eingerichtetes Institut für die Behandlung von Krankheiten und für chirurgische Operationen. Offen für alle Ärzte und Wundärzte. Eine Schule für Krankenwärterinnen in Verbindung mit dem Hospital.

Amstübchen im Postplatz Theatergebäude. Wohnung im Hospital.

Phone: Office, 64. Wohnung, 2 64.

Bloomfield, Nebraska.

Saunders-Westrand Co.

Früher Westrand & Sons Elevator.

Kauft Getreide jeder Art, sowie Vieh, zu den höchsten Marktpreisen und erjudt den Farmer um die Gelegenheit, ihm Angebote auf seine Verkaufsprodukte zu machen.

Uick, Paper, Geschäftsführer.

Martin C. Peters,

Deutscher Land-Agent.

Ich kaufe und verkaufe Land in Nebraska, Nord- und Süd-Dakota und der Pan-Handle-Gegend, Texas. Lasset mich eure Farmen zum Verkauf übernehmen.

Länder in Knox County, Nebr., meine Spezialität.

Sprecht vor oder schreibt, wenn ihr etwas in diesem Fache wünscht.

Martin C. Peters.

Bloomfield, Knox County, Nebraska.

T. G. Neely, Präsident. August Gnewuch, Vize-Präsident.

Farmer's Grain & Live Stock Co.

Quäbler in

Getreide, Kohlen und Vieh.

Cure Produkte erwünscht.

H. F. Cunningham, Sekretär und Schatzmeister.

Henry's Platz.

Johannes Grohmann, Eigentümer.

Vierere Getränke in Groß- und Kleinhandel in jeder gewünschten Quantität. Empfehlung meine vorzüglichen Getränke und Cigarren. Lad berühmte

Storz Bier

Heiß an Kauf.

Es bietet freundschaft um geeigneten Zuspruch

Henry Grohmann.